

# ⚒ Glück auf! ⚒

Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Hindenburg Anzeiger“.

Nr. 280

Hindenburg Montag den 6. Dezember

1920

## ~ Asta Leoní. ~

Kriminal-Roman von Fr. M. White.

(13. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Aber halt — ich habe noch eine Frage, lieber Freund. Wie oft erlosch doch das Licht, während Sie sich im Eßhause befanden?“

Hardeck glaubte, im nächsten Augenblick erwachen zu müssen — denn was konnte dies anderes sein als ein abenteuerlicher, unsinniger Traum! Er brauchte das oft erprobte Mittel, sich in den Arm zu kneifen, und der sehr reale Schmerz, den er verspürte, vermochte ihn erst zu überzeugen, daß alles die nüchternste Wirklichkeit war.

„Eine Antwort auf Ihre Frage brauche ich nicht zu geben, denn man kann es Ihnen ja vom Gesicht ablesen, daß Sie schon im Voraus wissen, wie sie lauten würde,“ sagte er endlich. „Aber wenn Sie nicht wollen, daß ich wirklich den Verstand verliere, müssen Sie mir jetzt Ihre Allwissenheit erklären.“ ...

### 14. Kapitel.

Der Untersuchungsrichter Eberspach blätterte in den vor ihm liegenden Akten.

„Sie sind der praktische Arzt Doktor Egon Hardeck?“

Der Angeredete verbeugte sich leicht. Der Ausdruck seines Gesichts war ernst, aber ruhig; er war für alles gerüstet, was kommen konnte.

„Ich habe Sie auf Grund Ihrer Aussage vom ... dieses Monats laden lassen. — Soll ich Ihnen das an jenem Tage aufgenommene Protokoll noch einmal vorlesen lassen? Es ist ja meiner Meinung nach sehr leicht möglich, daß Sie etwas davon zurückzunehmen oder etwas hinzuzufügen hätten.“

Der junge Arzt verneinte kühl. Er verstand den Sinn dieser Aufforderung sehr wohl, und er wußte nun, wessen er sich von diesem Beamten zu versehen hatte.

Eberspach räusperte sich ein wenig und puhte an seiner Brille, ehe er fortfuhr:

„Ganz wie Sie belieben. — Sie erklärten dem Herrn Kommissar Starringer, daß Sie die fraglichen vier Tausendmarkscheine am Tage vor dem Morde von einem — hm, wie war es doch — ja, Niederländer namens Cronje oder so ähnlich, erhalten hätten. — Ist Ihnen übrigens nicht aufgefallen, daß der Mann den Namen eines vielgenannten Buren-Generals trägt, der jedem Kinde in Deutschland geläufig ist? — Aber das ist Nebensache. Schlimm ist nur, daß Ihr Herr Christian Cronje dem berühmten großen Unbekannten zum Verwechseln ähnlich sieht.“

Hardeck zuckte die Achseln.

„Ich hatte, wie gesagt, nicht die mindeste Veranlassung, mir seine Adresse zu notieren. Aber der Herr kann doch nicht vom Erdboden verschwunden sein. Man hätte eben in Amsterdam nachfragen und vielleicht ein Zeitungsinserat

einrücken lassen sollen.“ Der Niederländer kann doch keine Veranlassung haben, sich vor der deutschen Polizei zu verstecken. Denn daß er etwas mit dem Morde zu tun hat, ist meiner Meinung nach ausgeschlossen. Man stiehlt nicht viertausend Mark, um damit ein Bild weit über den Wert zu bezahlen.“

Der Untersuchungsrichter hatte ihn angehört, ohne daß sich ein Zug in seinem faltigen, unschönen Gesicht verändert hätte. Nun sagte er ruhig:

„Darin, daß der Mann nichts, aber auch gar nichts mit dem Morde zu tun hat, stimme ich vollkommen mit Ihnen überein. Nur in einem muß ich Sie berichtigen. Man hat nicht nur in Amsterdam, sondern auch in anderen niederländischen und holländischen großen Städten nachgeforscht, man hat ein Zeitungsinserat erlassen, und endlich ist in allen Berliner Hotels nachgefragt worden, ohne daß Ihr Herr Christian Cronje dabei zum Vorschein gekommen wäre.“

Egon erblaßte ein wenig.

„Das ist mir ganz unverständlich. An dem, was ich über den Bilderkauf gesagt habe, ändert es jedoch nicht das mindeste.“

Eberspach räusperte sich abermals vernehmlich.

„Gut denn, betrachten wir das als erledigt. — Das andere ist ja auch weit wichtiger. Gegen elf Uhr wollen Sie mit dem Automobil nach dem Eßhause geholt worden sein?“

„Jawohl. Die Entfernung von meiner Wohnung bis zum Palais ist sehr beträchtlich, und nur durch das außergewöhnlich schnelle Fahren des Kraftwagens war es möglich, daß wir den Weg in weniger als zwanzig Minuten zurücklegten. Ich mache Sie noch darauf aufmerksam, daß wir verschiedene Male von Polizisten angerufen und zum Halten aufgefordert wurden.“

Der Beamte blätterte abermals in dem Aktenbündel. Dann sagte er kurz:

„Wollen Sie mir, bitte, das Aussehen des Automobils beschreiben, soweit es in Ihrer Erinnerung ist.“

„Der Wagen war ungewöhnlich groß und plump gebaut. Vorn hatte er vier Laternen, zwei sehr stark leuchtende Lampen ganz vorn, und zwei neben dem Sitz des Führers. Außerdem sah ich eine kleine Laterne über der hinten angebrachten Nummer des Wagens, sie brannte jedoch so schwach, daß ich selbst, als der Wagen stand, die Nummer nicht lesen konnte. Der Wagen war ganz schwarz; es machte beinahe den Eindruck, wie wenn er mit einem schwarzen Tuch behangen wäre. Er hatte acht Sitze, die mit dunklem Leder überzogen waren. Die Farbe konnte ich nicht genau erkennen, es mag braun oder ein tiefes Rot gewesen sein. Der Führer trug einen großen

Automobil-Netz und eine Schirmmütze, die durch ein Band unter dem Kinn gehalten wurde. Außerdem natürlich die übliche große Automobilbrille, derentwegen ich so gut wie nichts von seinem Gesicht erkennen konnte.“

Aufmerksam überflog Eberspach den Inhalt eines Schriftstückes. Dann sagte er in etwas höflicherem Tone als bisher:

„Das scheint in der Tat richtig zu sein. Ein solches Gefährt ist von mehreren Postkisten auf dem Wege, den Sie gefahren sind, allerdings bemerkt und wegen seiner vorschriftswidrigen Schnelligkeit angerufen worden. Seine Spur ist bis vor das Palais zu verfolgen. — Das Billett, das die Aufforderung zum Kommen enthielt, haben Sie leider vernichtet. Die Handschrift war Ihnen ganz unbekannt?“

„Jawohl. Damals glaubte ich natürlich, die Unterschrift sei nur versehentlich sortgelassen worden. Heute bin ich der Meinung, daß das, wie die angebliche Stummheit des Chauffeurs nur dazu diente, mich zu täuschen.“ Eberspach nickte.

„Allerdings, das ist wohl anzunehmen. Weiterhin behandelten Sie dann den Kranken — dabei ereigneten sich keine bemerkenswerten Zwischenfälle?“

„Doch. Die Unbekannte, die mich hineingeführt hatte, war hinausgegangen, um etwas warmes Wasser zu holen. Als sie damit gar nicht zurückkehrte, ging ich nach der Tür, um jemanden herbeizurufen. In dem Augenblick, wo ich sie öffnete, erlosch das Licht; und es wurde erst wieder hell, als die Spanierin, oder was sie sonst gewesen sein mag, kam.“

„Und es gelang Ihnen, den Mann vom Tode zu erretten?“

„Als ich ging, durfte man den Unglücklichen in der Tat wohl als gerettet betrachten. Leider hat ihn meine ärztliche Kunst dann doch nicht vor dem Tode bewahren können.“

Eine weitere Frage noch. Sie haben beim Fortgehen einen Aufschrei und einen Fall gehört, als das Licht zum zweiten Male erlosch. Demnach müßte das Opfer bei Bewußtsein gewesen sein, als das Verbrechen geschah; wir fanden den Leichnam ja auch außerhalb des Bettes. Wie ist das zu erklären?“

„Sehr leicht. Der Mann war schon nicht mehr bewußtlos, als ich das Krankenzimmer verließ, sondern er schlief. Irgend etwas kann ihn geweckt und zum Aufstehen veranlaßt haben; dazu reichten seine Kräfte vollkommen aus. Allerdings bin ich der Meinung, daß er vor selbst gefallen ist und daß der Mord geschah, während er von neuem bewußtlos wurde.“

„Unsere Gerichtsärzte stellten eine Laudanum-Vergiftung fest. Stimmt das mit Ihrem ärztlichen Gutachten überein?“

„Jawohl. Als ich an das Krankenbett trat, hielt der Mann noch ein Fläschchen in der Hand, daß das furchtbare Gift enthielt. Jedenfalls hat er nur ein verschwindend kleines Quantum davon nehmen können, da der Ausgang sonst wohl ein ganz anderer gewesen wäre.“

„Und Sie sagen, daß die Unbekannte in dem Hause zurückblieb, als Sie gingen?“

Hardeck bejahte.

„Sie begleitete mich in den Haustür, und sie stand auch in der Zeit neben mir, da das Licht erlosch. Sie hat dann hinter mir die Tür geschlossen.“

„Haben Sie irgend etwas, einen Anhalt dafür, wie Sie das beweisen können? — Sowohl daß Sie das Haus um zwölf verließen, wie auch, daß die Fremde darin zurückblieb?“

Der junge Arzt wußte, daß das eine Frage von furchtbarer Bedeutung war. Aber wie sehr er sich auch besann — er fand keine Antwort. Sein Hirn begann ihn bereits zu schmerzen, und die Ruhe, die er dem Richter anfangs gezeigt, war allmählich einer hochgradigen Nervosität gewichen. Er fühlte es, daß er den Fragen dieses Mannes mit seinem furchtbaren Verdacht und seinem beleidigenden Benehmen nicht mehr lange würde standhalten können. Sehnsüchtig wünschte er das Ende des

Verhörs herbei, und ein Atemzug der Erleichterung hob seine Brust, als in diesem Augenblick der Bureaudiener den grauhaarigen Kopf zur Tür hereinsteckte.

Aber seine Erleichterung wandelte sich in die höchste Bestürzung, als er den Mann sagen hörte:

„Da ist eine Dame, Herr Rat, die Sie sprechen möchte! — Ein Fräulein Gernau oder Fernau, den Namen konnte ich nicht genau verstehen. Sie sagt, daß sie in der Mordangelegenheit in der F.-Straße kommt, und will sich durchaus nicht abweisen lassen.“

Dem Untersuchungsrichter war die augenfällige Bestürzung des jungen Arztes nicht entgangen. Er warf einen prüfenden Blick auf das Gesicht des Zeugen und sagte dann:

„Nun, dann führen Sie die Dame in Gottes Namen herein! Ich bin gespannt, was sie uns zu sagen haben wird.“

Einige Augenblicke später trat Hetty über die Schwelle. Sie erwiderte leise den freundlichen Gruß des Beamten und ließ sich auf seine Aufforderung hin auf einen Stuhl nieder.

Da sie nur auf den Beamten achtete, entging ihr die Anwesenheit Hardecks vollständig. Ohne Bögern, aber mit leiser Stimme gab sie dem Beamten Antwort, als er ihre Personalien aufnahm.

„Sie kommen, um in der Mordaffäre eine Zeugenaussage zu machen?“

„Jawohl. Ich wohne in der unmittelbaren Nachbarschaft des Hauses, wo das Furchtbare geschehen ist. In jener Nacht konnte ich keinen Schlaf finden, und ich stand deshalb auf, um mir ein Buch aus der Hausbibliothek zu holen. Das Bibliothekzimmer geht mit seinen Fenstern zum Teil auf die Straße, zum Teil nach dem Garten hinaus, und man kann von dort aus nach dem Hause hinübersehen. Als ich ein Fenster öffnete, um den Titel eines Buches besser lesen zu können, bemerkte ich plötzlich, wie die Tür des für unbewohnt geltenden Hauses aufging und zwei Leute, ein Mann und eine Frau, auf die Straße hinaustraten. Sie sprachen anscheinend leise miteinander, schließlich ging der Mann fort. Gleich darauf kam ein großer, ganz schwarzer Motor die Straße herauf, in den die Frau einstieg und der dann schnell davonsuhr. Ich wartete noch eine Weile und machte das Fenster gerade in dem Augenblick wieder zu, als ein Polizist vor der Haustür stehen blieb und hineinsah.“

Interessiert hatte ihr der Untersuchungsrichter gelauscht. Nun fragte er hastig:

„Wissen Sie vielleicht auch anzugeben, um welche Zeit das gewesen sein kann?“

Hetty bejahte.

„Gegen einhalb fünf. Ich hörte es, als ich in mein Zimmer zurückkehrte, von einer nahen Kirchturmuhren drei Viertel schlagen.“

Lebhaft wandte sich Eberspach Hardeck zu, der sich bis zu diesem Augenblick ganz still verhalten hatte.

„Das ist in der Tat eine für Sie ungemein wertvolle Aussage, Herr Doktor! — Sie können sich bei diesem Fräulein dafür bedanken.“

Mit einem kleinen Aufschrei hatte sich Hetty nach ihrem Verlobten umgedreht. Dem scharf beobachtenden Beamten entging das freudige Leuchten in den Augen der beiden nicht, und er beobachtete sie unverwandt, wie sie sich begrüßten.

„Das gnädige Fräulein waren mit dem Herrn Doktor bereits bekannt?“ fragte er ruhig. Hetty erwiderte errötend, daß sie mit Egon verlobt sei. Da wurde das Gesicht des Untersuchungsrichters sehr ernst. Er heftete den durchdringenden Blick seiner kleinen grauen Augen voll auf ihr Gesicht, während er mit schwerer Betonung sagte:

„Sie wissen wohl, Fräulein Fernau, daß Sie Ihre Aussage vor Gericht werden beschwören müssen?“

Stolz warf das junge Mädchen den feinen blonden Kopf in den Nacken zurück, und ruhig begegnete sie dem Blick des Beamten, da sie erwiderte:

(Fortsetzung folgt.)

## Denkspruch.

Genieße still zufrieden  
Den Sonntag heilern Tag,  
Du weißt nicht, ob hienieden  
Ein gleicher kommen mag.

Es gibt so trübe Zeiten,  
Da wird das Herz uns schwer,  
Da wogt von allen Seiten  
Um uns ein Nebelmeer.

Da wüchse tief im Innern  
Die Finsternis mit Macht,  
Ging' nicht ein Ich Einern  
Als Mondlicht durch die Nacht.

J. Sturm.

## Der gute Kamerad.

Von A. Gottner-Grefe.

(Schluß.) (Nachtr. verboten.)

Eine Weile blieb es still zwischen den beiden Männern. Der jüngere saß in die dunkelste Ecke gedrückt. Ueber den kahlen Kopf des alten spiegelte der Schein der Lampe. Jede Falte, jeder Zug in dem charakteristisch klugen Gesicht trat hervor. Die hellen Augen leuchteten noch scharf. Onkel Felix rauchte ein wenig, dann legte er die Pfeife weg. Und ganz ruhig, mit der Gelassenheit des Alters, sagte er:

„Also: So weit wären wir. Ich habe es längst kommen sehen. Gesagt habe ich nichts, denn du hättest mir ja doch nie geglaubt. So was muß man immer erst erleben, ehe man begreift, wie schwer die Sache ist. Man meint allweil, man liest noch im ersten Kapitel des großen Lebensbuches. Und erst viel zu spät sieht man es ein, daß

„Daß man schon halb die letzte Seite amblättert“, vollendete Theo Herterich.

Der alte Arzt schüttelte den Kopf.

„Nein. Nicht ganz so meinte ich es. Aber daß der Höhepunkt des Romans längst hinter einem liegt.

Der Nefse stützte den Kopf in die Hand. Jetzt, da auch sein Haupt der helle Schein streifte, sah man erst, daß das Haar schon stark ergraute. Seine Aunen, die Runen des Lebens, durchzogen das Antlitz.

„Onkel“, sagte Theo Herterich nach einer Pause, „was denkst du eigentlich?“

„Ich denke, daß du die kleine Lore sehr lieb hast,“ entgegnete er laut. Theo Herterich schmolg. Das Wort kam ihm jetzt, da es ein anderer klar aussprach, beinahe ungeheuerlich vor. Er hatte doch schon so lange mit allem abgeschlossen. Kam nun noch einmal, nach langem Winter, der Frühling?

„Und — und was meinst du, Onkel“ — sein Herz schlug so laut, er konnte kaum sprechen. „Sie — die Lore —, kann sie mich wieder liebhaben?“ Der alte Mann wiegte den Kopf.

„Sie hat dich jetzt lieb. Und wenn du sie festhältst, hier, in deinem Hause, in der Weltabgeschlossenheit unseres Lebens, so bleibt sie auch dein. Sie wird dir eine gute, treue Frau sein und wird es kaum verstehen, wenn manchmal etwas schreit in ihr nach dem vollen Leben. Und allmählich wird auch das still werden. Das Gleichmaß der Alltäglichkeit wird die heißen Wünsche ersticken, bis sie tot sind. Ihr Herz wird ruhig werden, und sie wird es vielleicht kaum merken, daß sie ja gar nicht lebt, sondern nur vegetiert —“

„Hör' auf!“ rief Theo Herterich heftig — „warum sagst du mir alles dies? Kann ich ihr gar nichts bieten? Ich bin um fünfundzwanzig Jahre älter als sie, das ist wahr. Und ich bin ein kranker Mann. Aber ich habe Geld. Ich kann ihr manches schaffen. Und ich will sie überschütten mit allem, was sie beglücken kann, ich werde gesund werden für sie —“

„Theo“, sagte der alte Mann. Weißt du es nicht, daß du dich jetzt betrügst? Mit vollem Wissen betrügst? Erinnere dich an jene Nacht, nachdem ich dir die beiden Augen aus dem Leib gezogen hatte. Die eine saß im Fuß und schien keine allzu schwere Verletzung hinterlassen zu haben. Aber die andere, die hatte die Lunge stark gestreift. Damals ging's ums Leben, Junge, und du wußtest es. Und ich wußte, daß alle ärztliche Kunst dir doch nie mehr das volle Dasein schenken konnte. Du hast mich damals gefragt auf meine Mannesehre, und ich habe dir mit schwerem Herzen geantwortet. Habe dir sagen müssen, daß es knapp reichen wird zu einem Leben für dich allein, aber daß dir nichts mehr bleiben wird zur Hingabe an ein anderes Wesen. — Du hattest zu viel eingejezt für das, was du deine Liebe nanntest, Theo, und sahst es zu spät ein, daß alles nur ein Blendwerk war. Nun — das Leben ist ein Lotteriediel, und es ziehen die meisten eine Niete. Ich bin ein alter Mann, Theo; ich habe unzählige Schicksale miterlebt. Aber ich habe immer eins gefunden: Auch mit der leersten Lebensniete kann man das Dasein noch zu einem erträglichen gestalten, man muß nur vergessen, daß es ein Wort gibt, das „Glück“ heißt, und muß sich an andere Worte halten, als da sind: Pflichterfüllung und Ehre und noch so manches. Unaushaltbar wird das Leben erst dann, wenn man es einsieht, daß man einem anderen eine Niete aufgezwungen hat, einem, der noch blind vertraute, und dem das Schicksal vielleicht auch noch einen großen Gewinn in den Schoß werfen konnte. Glaube mir, Theo, auch diese Stunde der Erkenntnis kommt! Und sie ist die härteste von allen Stunden, die Menschen durchkämpfen. Vor dieser Stunde will ich dich bewahren, weil ich dich liebe. Und weil ich auch die Lore liebe. Was hast du ihrer sterbenden Mutter in die Hand versprochen? Daß du dem Kind ein guter Lebenskamerad sein wüßst. Denk' an das Wort, Theo: Ein guter Kamerad. Das Wort verlangt viel mehr von uns, als andere Worte —“

Der alte Mann schwieg plötzlich und horchte nach der dunklen Ecke hin. Doch rührte sich nichts. Ganz stille saß Theo Herterich, und in seinen Ohren lang noch immer blieb eine Wort nach:

„Ein guter Kamerad“

Einige Tage später geleitete er selbst Lore und Vring zu einer Verwandten nach Wien.

„Du mußt doch tanzen lernen und gute Musik treiben und schöne Bilder sehen und neue Menschen,“ sagte er überredend, als sie sich im Anfange stürmisch wehrte, von ihm zu gehen. „Ich kann's nicht verantworten, daß du so hindämmerst. Wenn du Helmweg bekommst — das alte Haus wartet auf dich.“

Sie sah ihn unsicher an.

„Und du, Onkel Theo, du wartest auch?“

Er nickte nur; sprechen konnte er nicht.

So schieden sie. Das bunte Leben zog Lore Ebbing in seinen Bann; draußen in der kleinen Stadt aber saß der einsame Mann über seinen Büchern und Schriften. Mit eisernem Fleiß warf er sich in die Arbeit. Und nur manchmal, zwischendurch hob er, wie horchend, den feinen Kopf. Leben, wo bist du?

Aber das rauschte, weit weg von ihm, im ewigen Gleichmaß dahin und vergaß ihn . . .

Bis sich einmal, ganz unerwartet, ein anderer seiner erinnerte, der mächtigere Bruder des Lebens, und ihn sanft hinstbergelietete in andere Welten.

Das Bild Lore Ebbings und ihr letzter Brief, daran kammerten sich noch die erstarrten Hände.

Schluchzend, in einer ungeheuren Erschütterung stand das Mädchen tags darauf neben dem Toten, sah in dieses stille Gesicht, über dem ein großer Friede lag. Sie wußte es plötzlich: diesem Manne war sie unendlich viel gewesen; der hatte Opfer für sie gebracht, welche fast Menschenkräfte übersteigen.

„Warum durfte ich nicht bei ihm bleiben?“ sagte sie zitternd zu dem alten Mann hinüber, welcher still und gefaßt inmitten des hellen Sonnenscheins stand. Und laut und feierlich erwiderte er:

„Woll er dich geliebt hat, über alles, Dore. Und woll er dich doch bleiben wollte, was er fast gewesen! Dein guter Kamerad —“

### Der Kessel des Bakteriologen.

Professor Brieger vom Gesundheitsamt saß in seinem Laboratorium und war eifrig beschäftigt, mitten unter einer Anzahl von chemischen und bakteriologischen Apparaten, als ein berühmter ausländischer Arzt zum Besuch eintrat. Der Fremde beobachtete eine Zeitlang mit größtem Interesse die Arbeiten des Professors, dessen ganze Aufmerksamkeit mit einer gewissen Angstlichkeit, aber zugleich auch mit einem Schimmer von Hoffnung auf einen kleinen, ganz im Dampf und Rauch gefüllten Kessel gerichtet war.

„Köten Sie mal, was ich in diesem Kessel koche!“ begann nach einer Weile Professor Brieger.

Der fremde Arzt zählte der Reihe nach alle Mikroorganismen auf.

„Mikrokokken?“

„Nein.“

„Milzbrandbazillen?“

„Nein.“

„Kommabazillen?“

„Nein.“

„Spirobakterien?“

„Nein.“

„Na, was denn eigentlich?“

„Frankfurter Würstchen!“

E. Kotter.

### Entdeckungen und Erfindungen.

Die Schweiz als Zentrum der Sonnentherapie. Wahrscheinlich allen künftigen gewaltigen Erfolgen der Medizin gegenüber die medikamentöse Bekämpfung aller Arten von Tuberkulose nach wie vor ziemlich erfolglos blieb, weiß man heute auf Grund reichhaltiger Erfahrungen, daß die Natur selbst hier ein unübersehbliches Mittel an die Hand gibt, nämlich Luft und Sonne. Mit dem Problem der Sonne als Heilmittel beschäftigten sich bereits die alten Ägypter, Griechen und Römer. Die eigentliche Geschichte der Sonnenbehandlung aber beginnt mit den im Jahre 1774 veröffentlichten Arbeiten Jaures in Frankreich, mit den Arbeiten des Jenaer Mediziners Voelke 1815 in Deutschland. In der Folge wurde dann diese große Frage durch Caubin, den deutschen Chemiker Obereiner, Bonnet, Ollier und Ponsot so gefördert und ausgebaut, daß die Heliotherapie zu einer regelrechten praktischen Wissenschaft wurde. Das Zentrum der Sonnentherapie aber ist die Schweiz geworden, und zwar durch das Wirken der Ärzte Dr. A. Kollier in Leysin und Dr. D. Bernhardt in St. Moritz, das H. F. Selben in der „Umschau“ übersichtlich schildert. Früher wurde die chirurgische Tuberkulose so behandelt, daß man die verschiedenen Krankheitsherde auf operativem Wege entfernte. Dieses Verfahren hatte zwar in einzelnen Fällen ausgezeichnete Erfolge, versagte aber auch sehr oft, da selbst bei gründlichster Behandlung Rückfälle auf bis dahin nicht zur Wirkung gekommene Drüsenherde zurückzuführen waren. Grundlegend dafür ist die Tatsache, daß die Knochen- und Gelenktuberkulose eine sekundäre Erkrankung ist, deren Dauerheilung also nur erfolgen kann, wenn die Quellen der im Blute kreisenden Bazillen, die im Körper versteckten primären Drüsenherde, beseitigt werden. Dies ist aber nicht durch chirurgische Eingriffe, sondern nur durch Einwirkung auf den Gesamtorganismus möglich, der ganze Körperhaushalt muß in die Lage versetzt

werden, die im Übermaß vorhandenen Bazillen selbst zu bezwingen. Diese Erwägungen führten Kollier, der als Assistent des berühmten Berner Chirurgen Professor Kocher seine Beobachtungen machte, zur praktischen Anwendung der Sonnentherapie. Der zur selben Zeit am Spital zu Samaden in Ober-Engadin als Chirurg tätige Dr. Bernhardt gelangte zur Sonnentherapie durch eine scheinbar ganz abseitige Beobachtung. Da er bemerkte, daß die Bewohner der Gegend das frischgeschlachtete Fleisch durch Trocknen an der Sonne haltbar machten, versuchte er die Anwendung des gleichen Verfahrens zum Austrocknen schlechtheilender Wunden und Geschwüre, um dann dieses Vorgehen auf die chirurgische Tuberkulose überhaupt auszuwehnen. Ein gewaltiges Reich der Sonnentherapie ist so entstanden, das in verhältnismäßig kurzer Zeit seine heutige Ausdehnung erreichte. Kollier begann in Leysin, in ungefähr 1300 Meter Meereshöhe im Jahre 1903 mit einer ganz kleinen Klinik, heute aber leitet er einen Großbetrieb, in dessen fünf Sanatorien und mehr als 30 Nebengebäuden durchschnittlich 800 Kranke untergebracht sind. Die Kranken müssen sich zuerst an Höhenluft und Höhen Sonne gewöhnen, dann werden sie, nach einem die Strahlendosis genau dosierten Verfahren, auf entsprechend eingerichteten Betten der Sonne ausgelegt. Außerdem gibt es Kinderheime, deren wichtigste Einrichtung die Schulen im Freien sind. Die Bedeutung der Schweiz als Zentrum der Sonnentherapie erhellt daraus, daß nach den Angaben Kolliers von 1129 hauptsächlich an Knochentuberkulose leidenden Kranken 945 vollständig geheilt und 112 wesentlich gebessert wurden. Da nach den Erfahrungen deutscher Ärzte die Sonnentherapie auch in geringeren Höhen und selbst in der Ebene zu ähnlichen Erfolgen führen kann, ist in ihrer großzügigen Handhabung eine der Hauptaufgaben auf medizinischem Gebiete in Zukunft zu erblicken.

### Bedenkliches Symptom.

„Oh, Karl!“ rief die hübsche junge Mutter, „wie froh bin ich, daß du endlich nach Hause kommst! Ich habe mich so furchtbar geängstigt.“

„Warum denn, mein Herz?“, fragte er. „Es ist doch nichts vorgefallen?“

„Oh, Karl! Unser kleiner, herziger Junge! Ich gitter, wenn ich nur drau denke.“

„Was ist denn mit unserem Jungen?“

„Man sagt doch immer, Kinder, die krank sind, werden nicht alt.“

„Ja, ja! Weiter!“, rief er. „Was ist passiert? Was ist mit unserem Jungen? Aber so sprich doch! Laß mich doch nicht so in der Ungewißheit! So erzähl doch!“

„Oh, Karl“, rief sie, schlug ihre Arme um seinen Nacken und warf sich schluchzend an seine breite Brust. „Der Junge hat heute ‚Dada‘ gesagt, und dabei ist er noch nicht zehn Monate alt!“

R. D. Wolf.

### Humoristische Ecke.

Gute Freundinnen. Edith: „Ich hab's aber köte Werner ordentlich heimgezahlt, daß sie neulich so eilig gegen mich war!“

Emma: „So, was hast du denn getan?“

Edith: „Ich bin mit ihr gegangen und habe ihr geholfen, ihren neuen Winterhut kaufen. Na, ich kann dir sagen, wie 'ne Vogelscheuche sieht sie darin aus!“

Trost. Er (im Bort): „Ich war ein Narr, als ich dich heiratete!“

Sie: „Na, etwas verständlicher bist du ja in den fünfzehn Jahren geworden!“